



Martina Widorski

Ausschnitt aus *Der böse Wind*

Mentor: Daniel Goetsch

Aus Teil 1, FANNY:

Als Fanny in die Schule kam, lernte sie lange Wege gehen. Das Hotel stand oben auf dem Berg, das Schulhaus hingegen befand sich unten im Tal. Jeden Morgen um Viertel nach sechs schickte Mumma ihre Tochter in Richtung Gondelbahn; nicht ohne den üblichen Mahnspruch auf den Lippen, der ihr das Trödeln und Strolchen verbot. Schoko-Armin erwartete sie in seinem Häuschen und rauchte Zigarren, während auf dem Regalbrettchen hinter ihm das Radio lief – meist die Musikkwelle mit aufmunternden Schlagern –, unterbrochen nur durch die halb-sieben-Uhr-Nachrichten, bei denen Fanny sich auf Schoko-Armins Geheiß ins Häuschen hineinzwängte, die rauchgeschwängerte Luft mit der Hand zur Seite wedelte und sich die neuesten Weltereignisse anhörte. In der ersten Klasse fiel in Deutschland die Mauer, in der Zweiten starb Friedrich Dürrenmatt, in der Dritten erklärte Bush einem Land namens Irak den Krieg. In der Vierten und Fünften brannten die Häuser in Sarajevo und in der Sechsten, dem letzten Jahr, welches Fanny auf dem Berg verbrachte, da verschoss Baccio den Elfmeter an der Weltmeisterschaft. Erst wenn die Wettervorhersage gesprochen war, öffnete Schoko-Armin die Schublade unter seinem Werk Tisch, kramte das Ragusa hervor, legte es in Fannys Hand und drückte den Knopf, der die Gondelbahn zum Laufen brachte. Aber auch wenn die Schokolade über all die Jahre dieselbe blieb; Schoko-Armin blieb es nicht. Im Laufe der Zeit spannte sich der Blaumann über seinem Bauch, seine Gesichtsfarbe wurde dunkler und die Hustenanfälle länger. Doch er dachte nicht ans Aufhören. Verlässlich begleitete er Fanny jeden Morgen an die Rampe und legte ihren Schulranzen auf die Bank in der Gondel, bevor er ihr den Arm zum Einsteigen anbot. Mit seinen kräftigen Händen schob er die Kabine an, bis sie mit einem starken



Ruckler über den Leitmast dem Tal entgegenschwebte, während Fannys Zunge die klebrigen Reste aus den Backenzähnen klaubte.

Manchmal hörte Fanny das aufgeregte Pfeifen eines Murmeltiers oder das Krächzen eines Bartgeiers, der lange Kreise am Himmel zog. Doch das verlässlichste Geräusch war das stetig hohe Surren über der Kabine, dessen schwankende Melodie sich mit den Jahren in ihre Ohren einbrannte und es konnte passieren, dass sie, längst erwachsen geworden, irgendwo stand – an einer lärmigen Kreuzung, unter dem Haartrockner im Schwimmbad - und auf einmal wieder in der Gondel sass und gegen das Alleine ankämpfte. Eben noch hatte sie ihren Blick über die Tannenwipfel schweifen lassen, da spürte sie bereits den Hauch, mit dem sich die Einsamkeit ankündigte: Ein unsichtbarer Geist, der ihre Gedanken vernebelte und sie dazu zwang, ihren Körper mit hochoberer Hand zu schlagen – die Beine und Arme, den Bauch und den Rücken und manchmal auch das Gesicht -, um die Wirklichkeit und damit auch ihre eigene Existenz zu beweisen. Dieser Zustand dauerte nie sehr lange und im Laufe der Zeit brachte Fanny sich bei, dem Alleine durch ihre laute Stimme Einhalt zu gebieten, indem sie sich selber Geschichten erzählte und es dadurch zu vergessen versuchte. Die Schläge wurden weniger und als Fanny den Berg nach der Sechsten verliess, überfiel die Einsamkeit sie nur noch selten. Mumma aber erzählte sie nie davon.

In Chur hetzte Fanny über die Rolltreppe nach oben zum Busbahnhof. Der Chauffeur stand vor dem gelben Postauto und unterhielt sich mit einem Kollegen. Sie stieg ein und blieb vor der ersten Bank auf der rechten Seite stehen. Mit ihrer Hand strich sie über die Sitzpolster und schnupperte. Sie wusste, dass hier oft die Kinder hockten, denen es auf der Fahrt übel wurde. Doch heute schien sich keines erbrochen zu haben. Sie verstaute ihre Tasche und setzte sich ans Fenster. Als der Chauffeur einstieg, musterte er sie verstohlen. Er nickte Fanny zu und startete den Motor. Ausser ihr war niemand im Bus. Sie betrachtete die Stadt mit neuen Augen. In den letzten Jahren war sie nur zu Weihnachten hier gewesen, doch nun fuhren sie über den Bahnhofplatz, wo die Menschen draussen sassen und die letzten



Sonnenstrahlen genossen. „Und wohin?“ Die Stimme des Chauffeurs riss Fanny aus ihren Gedanken. „Nach Calvü,“ antwortete sie und lehnte sich über die schwarz gepolsterte Brüstung, „Besuch bei meiner Mutter.“ Den zweiten Teil des Satzes hatte sie auf Hochdeutsch beantwortet und erst als die Worte gesprochen waren, fiel es ihr auf. Sie war ihren Dialekt nicht mehr gewohnt. Wenn sie über Dinge nachdachte oder nachts träumte, tat sie dies immer auf Hochdeutsch. „Du bist doch die junge Scaroni.“ Der Chauffeur drehte sich kurz in Fannys Richtung, bevor er den Blinker setzte. Er war etwa in ihrem Alter, vielleicht ein Stück jünger. Sein Gesicht war schmal, die blonden Haare trug er zum Zopf gebunden und er besaß schöne, zarte Hände, die das Steuer nun mit einer solch innigen Geste in die Kurve lenkten, dass Fanny sich auf einmal wünschte, von ihnen berührt zu werden. Die lange Reise hatte sie müde und anhänglich gemacht, ihr Geist war träger als heute in der Früh, und so begann sie ein Gespräch. „Ja, Fanny Scaroni. Hilf mir mal auf die Sprünge.“ sagte sie im Dialekt, die Zunge noch immer schwer dabei. „Ich hab dich damals beim Abschlusstheater gesehen. Meine Schwester war auch auf dem Gymnasium. Du warst eine Elfe.“ Fanny nickte. Shakespeares Sommernachtstraum. „Und wie heisst deine Schwester?“ Der Chauffeur bremste plötzlich abrupt ab und kam kurz nach der Haltestelle zum Stehen. Ein älteres Paar hastete in ihre Richtung und die Tür öffnete sich mit einem Zischen. Der Alte zog sich mit erleichterten Ausrufen die zwei Stufen hoch, die Frau schubste ihn von hinten an. Sie atmete schwer. Das Postauto setzte sich wieder in Bewegung, nachdem die beiden Alten in zwei verschiedenen Stuhlreihen Platz genommen hatten. Und wieder die zarten Hände diagonal vor ihr, die sie bergauf lenkten, ins schmale Tal hinein. Fannys Chauffeur räusperte sich und suchte den richtigen Augenblick für ein erneutes Gespräch: „Die Brigitta. Hat Ärztin studiert, sie wohnt im Unterland.“ Seine Stimme klang stolz, doch Fanny sah, wie sich beim Reden seine Wangen rot färbten, als wollte er sich gleichzeitig für seinen Berufsstand entschuldigen. Vielleicht war er auch einfach das Reden nicht gewohnt. Fanny hatte keinerlei Erinnerungen an Brigitta; da tauchte kein Gesicht auf, keine Anekdote, auch keine Stimme. Sie wusste nicht einmal mehr, ob sie in ihrer eigenen oder in



einer der Parallelklassen gewesen war. Wer ins Gymnasium ging, kam von weit her und blieb unter der Woche im Internat. Umso erstaunlicher, dass er sich an ihren Auftritt als behäbige Elfe erinnern konnte. Oder vielleicht gerade deswegen. Ihr Chauffeur besass ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Fanny lehnte sich wieder über die Brüstung. „Und was machst du, wenn du nicht fährst?“ Das Geplauder belebte sie und auf einmal war sie nicht mehr müde. Er lachte kurz auf. „Du hast doch geschnuppert, vorhin.“ Nun fühlte Fanny ihre Wangen heiß werden. Hatte er sie dabei beobachtet, wie sie den Sitz auf Erbrochenes kontrolliert hatte? Er lachte erneut. „Die Schafe. Riechst du sie nicht?“ Fanny schüttelte den Kopf, bis ihr klar wurde, dass er sie dabei nicht sehen konnte. „Nein, ganz ehrlich.“ Aus den Augenwinkeln bemerkte sie, wie die Alte ihrem Mann auf die Schulter tippte, woraufhin er den Zeigefinger lange gegen den Halteknopf drückte. Ein Hupen ertönte. „Fünfundreissig Stück hab ich. Ist eine Menge Arbeit, aber Freude machts halt auch.“ Er hielt mitten auf der Strasse. Die Landschaft hatte sich während ihres Gesprächs verändert: Die Lebendigkeit der Stadt lag hinter ihnen. Fanny blickte auf die ruhigen, hoch aufragenden Felsen und die kleine Häusergruppe am Rand der Wiesenkuppe, wohin die beiden Alten sich nun aufmachten; der Alte vorneweg, seine Frau hinterher.

Sie fuhren weiter. Die Strasse wurde schmaler und der Bus schlängelte sich in die niedrigen Tunnels und wieder aus ihnen heraus. Durch die Stelen konnte sie einen Blick auf den Brö erhaschen. Die restliche Fahrt über schwiegen sie. Als der Bus in Calvü ankam, lagen die Häuser in der Abenddämmerung. Fanny griff nach ihrer Tasche und erkannte durch die Scheibe Cäcilia, Mummis Freundin. Sie stand ans Wartehäuschen gelehnt und rauchte. Fanny verabschiedete sich beiläufig vom Chauffeur und erst später, als sie mit Cäcilia den Weg zu Mummis Haus hinauf stapfte und sich die Klagen über die verrückte Toni anhörte, fiel ihr ein, dass sie vergessen hatte, nach seinem Namen zu fragen.

Aus Teil 2, ANTONIA:

Antonia und Cäcilia. Zwei kleine, stumme Wesen in karierten Röckchen und



Kniestrümpfen, durch eine Fensterscheibe voneinander getrennt; gerade so, wie die frisch gemauerte Welt da draussen. Die Finger suchten Halt, tippten auf das Glas, die Münder saugten sich daran fest, die Augen fragten: „Wer bist du denn?“ Auf einmal duckte sich Antonia weg und liess sich zurück auf den Boden fallen. Sie lauschte. Hatte sie geträumt? War da draussen ein Kind gewesen? Eines wie sie? Auf Zehenspitzen schlich Antonia durch den Raum. Vorbei am Bett von Mama und Papa, vorbei an den Betten von Luigi und Carlo, Francesca und Rosina, Anna und Maria. Antonia tapste zurück in den Schrank und zog die knarrende Flügeltür hinter sich zu. Bald würden sie alle von der Arbeit nach Hause kommen.

„Tonina, cara mia!“ Mama war die erste, die frühmorgens ging und die erste, die abends nach Hause kam. Das Haus: ein Bretterschlag, acht mal acht Meter, eigentlich für das Vieh gedacht. Draussen ein Plumpsklo, drinnen eine Spüle, eine Herdplatte und drei Regale für Lebensmittel. Und übereinandergestapelte Betten. Bei starkem Regen tropfte das Wasser durch die Decke. Mama sammelte es stets in einem kleinen Eimer aus Emaille. Pling. Pling. Pling. Die Schranktür öffnete sich. „Mamal,“ flüsterte das Kind. Die Ärmchen umfassten einen robusten Körper, der nach Bratfett roch und nach Schweiß.

La mare. Die Meer. „Nein, es heisst das Meer.“ Der Apfel, die Sonne, das Meer. Antonia und Cäcilia. Am Anfang hatten sie keine Worte füreinander. Es war Frühling, als Cäcilia das erste Mal an die Fensterscheibe tippte. Das Zeichen von draussen. Die Rettung aus einer Welt der Stille, wo einzig der Regen manchmal seinen Takt klopfte. Das Mädchen ohne Namen. Ihr Gesicht: rund, ihre Augen: blau, ihr Mund: auseinandergezogen an der Fensterscheibe klebend. Antonia küsste zurück. Sie lachten ohne Ton. Der Atem beschlug die Scheibe. Cäcilias Finger bewegte sich und schrieb. Antonia hörte Mamas Stimme, die sie zur Ordnung rief: „Was tust du da, Tonina! Das Mädchen wird uns verraten. Zurück in den Schrank, ma subito!“ Antonia rührte sich nicht. Sie blieb am Fenster stehen. Cäcilias Nachricht; sie konnte sie nicht lesen. Fragend zuckte sie die Achseln. Das Mädchen verschwand. Kurz darauf hörte Antonia Klopfgeräusche an der Tür. Sie stellte sich davor. Die Geräusche wurden dringlicher, sie forderten Einlass. Doch Antonia hörte Mamas Stimme,



noch lauter, noch eindringlicher.

Cäcilia kam jeden Tag. Manchmal nur ein paar Minuten, bevor sie zur Schule ging. Manchmal blieb sie länger. Wenn von draussen Geräusche zu hören waren, schlüpfen sie beide in den Schrank und schlossen die Flügel. Zwei Vögel in ihrem Nest. Antonia lernte die Buchstaben und sie lernte die Zahlen. Cäcilia brachte ihre Schulmappe mit und sie übten gemeinsam die Wörter und ihre dazugehörigen Artikel. A wie Apfel. B wie Brot. Der Apfel, die Sonne, das Meer. Cäcilia erzählte von ihren Brüdern, von den Tieren auf dem Hof und von der Schule. Antonia verstand nichts davon, doch allmählich wurde ihr Gehör feiner, auf einmal erkannte sie die Bedeutung einzelner Wörter. „Warum du kommen?“ wollte Antonia eines Tages wissen. Cäcilia zuckte die Schultern. War es der Reiz um ein Geheimnis, welches nur sie beide teilten? Niemand im Dorf wusste von dem fremden Mädchen und jedes Mal, wenn sie sich voneinander verabschiedeten, legte Antonia den Finger auf ihren Mund und Cäcilia nickte -, sie wusste Bescheid. Versprochen.

Zwei oder dreimal war Antonia seit ihrer heimlichen Ankunft aus Italien mit ihren Eltern spazieren gegangen. Und immer in der Dunkelheit. Ihr Vater Enzo kannte die engen Gassen; stets ging er ein Stück voraus um sie vor neugierigen Blicken warnen zu können. Vater hatte mit seinem Finger auf einen Berg gezeigt und von der Staumauer berichtet, die sie bauten und derentwegen er immer länger fortblieb. Mutter hatte ihr das Restaurant gezeigt, in dem sie als Küchenhilfe arbeitete und Antonia hatte den grossen Adler bewundert, der mit ausgebreiteten Flügeln über der Tür wachte. G-e-s-c-h-l-o-s-s-e-n, buchstabierte sie halblaut und Matilda, ihre Mutter, wandte ihr erstaunt den Kopf zu. „Tonina, woher...“ Antonia winkte ab. Wie schwierig alles geworden war, seit Cäcilia und sie sich kannten. Schwierig und schön zugleich. Sie hiess noch immer Antonia. Doch wenn Cäcilia und sie beieinander kauerten, dann war sie Toni. Cäcilia hatte Toni das Lesen beigebracht, Antonia und Tonina jedoch wussten nichts davon.

Viel später, als Toni längst kein Geheimnis mehr war und sich wie alle anderen Jugendlichen in Calvü auf das Examen vorbereitete, da vermisste sie



Cäcilia noch stärker als sonst. Wäre sie hier bei ihr gewesen und hätte sich nicht in der französischen Schweiz mit vorlauten Kindern herumplagen müssen -, sie hätte die Zettel vor ihr ferngehalten. Doch nun landeten sie nicht mehr zerkleinert im Papierkorb, sondern blieben offen auf den Pulten liegen, wenn die Uhr zwölf schlug und Toni, die doch ahnen musste, was darin stand, fühlte sich von diesen Papierchen magisch angezogen wie die Fliegen vom Dreck. Auf dem Heimweg ging sie die Zettel durch. Sau-Tschingg, Italiener Nuhte, fahr zurück ins Schbagettifresserlant. Toni lachte ungläubig, während ihre Füße voranschritten, den Piz Palü im Rücken, den Dorfplatz vor Augen, wo sie standen und sie bereits erwarteten. Frido und alle anderen. Heute würde sie zurückschlagen.

Als Cäcilia sie eine Woche später besuchte, war die Schwellung in Tonis Gesicht noch kaum zurückgegangen. Ihre Augen waren blau unterlaufen, an Armen und Beinen hatte sie Blutergüsse und auf ihrer linken Wange klebte ein weisses Pflaster, unter dem sich eine Platzwunde verbarg. Toni konnte noch immer nicht deutlich sprechen, aus ihrem Mund waren einzig ein paar vernuschelte Wörter zu vernehmen, die Cäcilia dazu aufforderten, nach dem Glas mit dem Strohalm zu greifen. Toni trank in kleinen Schlucken und lauschte gemeinsam mit Cäcilia dem Streit auf der anderen Seite der dünnen Wand, wo Matildas aufgebrauchte Stimme sich mit dem tiefen Bass ihres Vaters vermischte. Ein weiteres Jahr war um. Enzo wollte zurück in seine Heimat. Matilda wehrte sich. Und nach jedem Jahr und den immer gleichen Vorwürfen beschlossen sie, noch ein letztes Jahr zu bleiben. Doch diesmal war alles anders. Cäcilia suchte die Augen ihrer entstellten Freundin. „Bleibst du?“, fragte sie und Toni rührte der kindliche Ton ihrer Stimme. Cäcilia war es doch, die gegangen war. Und auf einmal stand sie hier, aus dem Nichts. Natürlich würde sie wieder zu ihren schrecklichen Kindern fahren, doch nicht für immer. „Du vermisst mich?“, nuschte Toni. Cäcilia nickte heftig. Sie, die sonst nie um ein Wort verlegen war, wusste nicht, wie sie es Toni sagen sollte. „Du,“ und dabei strich sie Toni so zart wie möglich über das Haar, „ich weiss, wer das getan hat.“ Toni schüttelte den Kopf. „Ich bin selber schuld. Wer prügelt sich schon mit zehn Leuten gleichzeitig.“ Durch Cäcilias Körper



ging ein Ruck. „Frido wars.“ Toni schloss ihre Augen. Sie sah Fridos Gesicht ganz nah, die zusammengekniffenen Augen, seinen Mund, der jeden Schlag mit Schimpfwörtern garnierte und seine Truppe anheizte; Frido, Cäcilias kleiner Bruder. In seiner Attacke hatte eine Wucht gelegen, die ihr noch jetzt den Atem nahm. Sie war kaum auf dem Dorfplatz angekommen, als Frido sich ihr auf der Höhe des Dorfbrunnens entgegenstellte. Toni hatte sich geschworen, ihr Lächeln so lange wie möglich im Gesicht zu tragen und sie meinte zu spüren, wie ihr freundliches Auftreten ihn verunsicherte. Er hätte lieber Angst gerochen und Schweiß und vielleicht, so dachte Toni später, war dies der Grund gewesen, dass er so unvermittelt zugeschlagen hatte. Das Gegröle der anderen vermischte sich mit dem Pochen ihres eigenen Herzschlags. Ka-wumm, ka-wumm, ka-wumm trieb ihre Pumpe sie an. Steh auf. Mach schon. Schlag zu. Tonis Wangen waren taub und doch warm vom Blut, das ihr langsam den Hals runterrann. Sie stellte sich vor Frido und lächelte erneut. Ihre Zunge ertastete ein Loch, wo die Schneidezähne gewesen waren. Der Schlag, den sie Frido versetzte, war kein sehr kräftiger, aber doch ausreichend genug. Er stolperte rückwärts in seine Anhänger hinein, die ihn auffingen und in Tonis Richtung zurückstießen. Doch Frido liess seine Arme hängen. Er sah nicht mehr kampfwillig aus. Sie boxte ihn erneut. Diesmal schien er darauf gefasst und federte den Schlag mit seinem Körper ab. Die Truppe grölte. Immer stärker schlug Toni auf Frido ein – hieb ihre linke Faust in sein blasses Jungengesicht und in seinen Bauch –, bevor sie dazu überging, ihm mit ihren Füßen abwechselnd in die Schienbeine und die Eier zu treten, bis er auf einmal niederging. Die Truppe wurde still, einzig der Dorfbrunnen plätscherte. Was danach folgte, war in ihrer Erinnerung bloss eine dunkle Ahnung von schier unerträglichem Schmerz.

Es war Sommer geworden und in Tonis Mund glänzten zwei neue Zähne. Bald würde sie ihre Stelle als Küchenhilfe im Adler antreten und neben ihrer Mutter am Waschtrog stehen. Vor sechs Tagen war ihr Vater in die Heimat zurückgefahren. Diesmal für immer, so behauptete er. Toni kam es vor, als sei das Land, in dem er sie und Matilda zurückgelassen hatte, in Aufruhr geraten. Wenn sie tagsüber auf ihrem Bett lag und die verbliebenen Prellungen

kurierte, plärrte das Radio aus der Küche. Da wurde von Italienern berichtet, die den Schweizern die Wäsche von der Leine stahlen, die Trottoirs und Bahnhöfe verstopften und den Frauen hinterher piffen. Toni konnte nicht aufhören, den hitzigen Männerstimmen zu folgen, während ihre Hände ziellos auf dem geschundenen Körper herumwanderten: „Die Geburtenquote, meine Herren, liegt bedeutend höher als jene von uns Schweizern. Der heutige Anfangsbestand an Italienern genügt, um die Schweiz ohne einen Schuss zu erobern. Von wegen Geburtenregel. Das ist doch für den dummen Schweizer, da lacht der Italiener.“ Toni spürte, wie Matildas Hand über ihre Locken strich. Sie hatte sie nicht kommen hören. „Che c'è? Wieder Schwarzenbach?“ Die Augen der Mutter blickten fragend, der Kopf deutete zum Radio. Toni winkte ab und rückte ein Stück zur Seite. Die Hände ihrer Mutter hingen zögerlich in der Luft und klapperten gleich darauf mit den Pfannen in der Küche, während Toni die Wortfetzen zu erhaschen versuchte, die es noch bis in ihr Zimmer schafften. „Unser Land wegen Gewinnsucht der Betriebe italienische Kolonie à la Südtirol Vatikan frohlockt die Schweiz komplett katholisch die Russen reiben sich Hände ohne ihr Zutun wir haben eine Million Kommunisten im Land wie leicht wird da die Revolution.“

Aus Teil 3, MATILDA:

Als die Menschen aus den Sassi Anfang der fünfziger Jahre in Sozialwohnungen umgesiedelt wurden, da beschlossen Matilda und Enzo, gegen Norden zu ziehen. Es gab die Alten, die sich weigerten, die Sassi zu verlassen und darauf bestanden, bis zu ihrem Tod darin wohnen zu bleiben - und die von den Behörden schliesslich mit Gewalt in eine Wohnung verfrachtet wurden, wo sie lernen mussten, wie man ein Klo bediente oder einen Wasserhahn öffnete. Und es gab die Jungen. Der Krieg war vorüber und das bedeutete, dass sich das Mantra erfüllen würde; der Spruch, der alle heranwachsenden Kinder begleitet hatte und den sie rezitierten, als sei er ein Gedicht. „Wenn ich gross bin, werd ich Emigrant.“ Aus wessen Feder das Gedicht stammte, wusste keiner, doch es verbreitete sich schneller als



Malaria und Typhus zusammen. Ihr Beschluss stand seit Kindertagen fest. Das Weggehen selber fühlte sich aufgrund der langjährigen Tiefe ihres Wunsches weniger spektakulär an, als sie es sich ausgemalt hatten. Sie gingen leise. Sie gingen einfach. Und auf einmal waren sie verschwunden.

In den Sassi herrschten die Gesetze des Glaubens und Gott musste sich nur zwei Fragen gefallen lassen: Wer überlebt den Kampf gegen mal vient' und wer wird heute etwas essen? Die Höhlenbewohner von Matera hockten in ihrem Tuffstein und jedes Jahr kamen die neuen Kinder, gezeugt mit Seiner Hilfe. Gott war überall. Sein Heiliger Geist schwebte durch die Höhlengänge tief ins Innere des Berges, wo Er in winzigen Kapellen angebetet wurde und angefleht, Er möge den bösen Wind vertreiben und ihnen Nahrung schenken. Sie waren verflucht, ganz gewiss. Italien, das waren zwei Länder, zwei Kontinente, zwei Epochen. Und dazwischen lagerten die Schuttströme des Basento, des Agri und Sinni, die sich in den Golf von Tarent ergossen. Das Mezzogiorno als Mauer Gottes. Flüsse ohne Wasser. Angerissener Fels. Im Norden roch es nach Faschismus, im Süden nach Monarchie und Elend.

Als Matilda Scaroni im Herbst neunzehnhundertfünfunddreissig geboren wurde, begann das Gemetzel in Abessinien. Der „Duce“ hatte seinen Leuten Land versprochen und das Horn in Afrika schien ihm dafür eine gute Wahl zu sein. Die Kolonie sollte dem Elend in der Heimat ein Ende bereiten, sie würde Platz für zwei Millionen Siedler bieten und seinem deutschen Freund einen ersten Eindruck dessen vermitteln, wozu er fähig war. Dies alles kümmerte Matilda und ihre Familie nicht. Sie verschrieben sich bescheideneren Plänen. Der Gestank von Urin und Schweiss, von Kot und Erbrochenem hing in der stets feuchten Luft; dazu kam der Russ des offenen Feuers. Fenster fehlten und meist auch Türen und wenn die Menschen zu ihrer Grotte gelangen wollten, kletterten sie über kleine Leitern in das Erdinnere hinein. Wer es sich leisten konnte, zog hinauf auf die Hochebene, zurück blieben die Tagelöhner und Bauern mit ihren Frauen, Kindern und dem Vieh. Sie lebten, so fabulierte Matildas Mutter, wie Maria und Josef mit dem Kinde. Matildas Vater knurrte ihre Sätze weg, wie es ein Cafoni tut, dem das Land zum Beackern fehlt. Seine Hände waren Nichtsnutze geworden, die Höhlen sein lebendiges Grab. Er



hatte aufgehört, die Menschen hier zu zählen, er wusste bloss, dass sie zu viele waren. Bis vor kurzem hatte er ein kleines Stück Land gepachtet, nicht weit von den Sassi entfernt. Doch dann waren sie von einem Signore vertrieben worden, und so knurrte er und wartete und hungerte, während Matilda ihre ersten Schritte tat, ihre ersten Worte sprach, zu ihren ersten Spaziergängen aufbrach, an der Hand ihrer Mutter oder einem der älteren Geschwister: Diego, Tomaso, Alfredo, Giovanni. Maria, Fernando und Enrico waren da schon wieder tot. Die Mütter und Väter und auch die älteren Geschwister standen mitten in der Nacht auf. Sie verliessen die Höhle wegen der Arbeit auf den umliegenden Feldern; für einen Tag, manchmal auch für zwei oder drei, so genau wussten sie das im Voraus nie. Die Kleinsten blieben zurück. Damit sie tagsüber nicht herumliefen und sich ängstigten, steckten sie ihnen vor dem Aufbruch einen Schnuller in den Mund, gefüllt mit Schlafmohn und Opium. So dämmerten die Kinder vor sich hin, bis sie zurück waren. Einmal erwachte Matilda und tapste alleine in den Grotten umher. Überall lagen die schlafenden, verzerrten Kinderkörper, deren Arme und Beine krakenförmig heraus ragten und deren Gesichter sonderbar verfärbt waren; grünlich, bläulich und die mit piepsigen Mäusestimmen um Hilfe riefen, als Matilda sie wachzurütteln versuchte.

Die Scaronis erkannte man an ihren schwarzen Locken, die sie alle mit der immergleichen Bewegung aus ihren Gesichtern wischten und hinter ihre Ohren klemmten - was Matilda in späteren Jahren vermuten liess, sie hätte sich dadurch ihre abstehenden Ohren erst geholt -, und deren Kringel kurz darauf wieder hervorsprangen und sich über ihre Augen legten. Der Vater drohte seinen Kindern regelmässig damit, die Locken mit dem Messer abzusäbeln, weil er zu Recht Läuse darin vermutete, woraufhin die Kinder in entferntere Höhlengänge rannten und dort warteten, bis er es wieder vergessen hatte. Wenn die Haarpracht das einzige sei, was ihnen noch bleibe, dann solle ihn der Teufel holen, rief Mama Onna aus. Sie liess sich in ihrem Stolz nichts sagen, und es gehörte zu den ungeschriebenen Gesetzen in den Sassi, dass Frauen nicht nur widerstandsfähiger waren, sondern auch einen besonderen Draht zu Ihm hatten. Ja, es kam immer wieder vor, dass ein Kind



aus dem Nichts gesund wurde, dass Er auf einmal antwortete, indem die Kerzen erloschen, das war incantar. Diese Zauberkunst mochte nicht immer gegen aufgetriebene Kinderbäuche helfen und sie feite auch niemanden vor dem Sumpffieber, doch sie war das einzige, was die Mütter an ihre Töchter zu vererben wussten.

Nicht nur die Haare liessen auf eine Scaroni schliessen. Ihre Gesichter verrieten allesamt die afrikanischen Vorfahren, die einst den Weg über das Meer genommen hatten um hier sesshaft zu werden und es schien das Paradox dieser Zeit zu sein, dass man es nun in umgekehrter Weise versuchte und dabei auch vor Giftgas und Brandbomben nicht zurückscheute. Das Elend schien an allen Ecken dieser Welt zu lauern und der „Duce“ hatte noch immer nicht genug. Nun also auch noch Griechenland. Und Matilda zur selben Zeit fiebrig auf dem Stein in der Grotte. Onna hatte sich vor diesem Augenblick gefürchtet. Vor wenigen Tagen erst waren Männer gekommen und hatten Gift gesprüht. Die Markierung mit den unlesbaren Zeichen DDT war noch ganz frisch. Sie versprach den Tod der Mücke, doch Onna glaubte kein Wort. Sie sah keine böse Mücke, aber den bösen Wind, den kannte sie. Und sie sah, wie schlecht es Matilda ging. Das Mädchen war leichenblass und wand sich im Schlaf unruhig hin und her. Mal war es stark fiebrig, dann wieder setzte es sich für ein paar Stunden auf und trank Wasser in kleinen Schlucken. Essen mochte es nicht. Doch was hätte Onna ihm auch anbieten sollen? Es gab nur Brot. Mal mehr, mal weniger und zu den hohen Feiertagen vielleicht mit einer rohen Tomate obenauf, sorgfältig in Stücke geschnitten und eingedrückt. Doch Matilda verlangte ohnehin nach nichts. Sie mäanderte in ihren Träumen umher und Onna sass neben ihr und bewegte ihren Körper nach allen Seiten, betete in einem fort und prüfte mit ihrem Blick, ob da etwa schon das Totenfeuer im Anzug war, das gefürchtete fuoc' o mort', das die Haut verbrannte und die Seele mitnahm. Nein, es musste mal vient' sein, wie bei allen anderen auch. Sie gab Matilda Bitterkräuter, die ihr den leeren Magen umdrehten und sie zittern liessen, doch sie senkten das Fieber und später konnte niemand mehr sagen, was genau zu ihrer Genesung geführt hatte.



Alle Rechte vorbehalten.

Dieser Text entstand im Rahmen der Literaturplattform *double*
des Migros-Kulturprozent.

www.double-literaturplattform.ch